

Ihr Gefangener.

Kalifornische Erzählung von R u f u s.

Das Heu war geschnitten und lag zum Trocknen im heißen Sonnenschein des Juni auf dem Felde. Am Rande des Feldes, neben der Fenz, stand die junge Lehrerin Helen Moore — ihr Bruder hatte das Feld gepflügt und gesät und das Heu geschnitten, und der Händler in der nächsten Ortschaft hatte versprochen, acht Dollars per Tonne dafür zu zahlen. Das war ein guter Preis, und Helen berechnete im Stillen, wie viel ihr die dreißig Acker einbringen würden. Es ging ihr wie dem bekannten Milchmädchen in der Fabel, die den Topf mit Milch auf dem Kopfe nach der Stadt trägt und schon berechnet, wie bald sie reich werden wird. Nun — reich werden wollte Helen ja zunächst noch nicht, so weit gingen ihre Träume nicht — aber sie träumte davon, daß es genug sein werde, ihre Studien auf der Universität in Berkeley für zwei Jahre zu bezahlen, dann konnte sie Lehrerin in einer Hochschule werden, und alles Weitere würde sich dann schon finden. Es war ein herrlicher Traum, ein richtiges Lustschloß. Aber es war ein Traum, der vernichtet werden konnte, und der gute Bruder hatte das Seine dazu getan. Er war ein verheirateter Mann und hatte eine Klau in der Nähe, und er war mit seinen Pferden und Ackergeräthen herüber gekommen, um die dreißig Acker seiner Mutter zu bestellen, damit die junge Schwester in die Lage käme, ihre Studien zu vollenden.

Später am Tage lag Helen in der Hängematte und las die von San Francisco gekommene Zeitung. Darin stand unter anderem, daß einige der Insassen des Zuchthaus von Holston entkommen waren. Alle waren wieder eingefangen, nur einer war wirklich entwischt und man vermutete, daß er nach dem Süden entflohen sei. Ein Stadtbrief desselben war beigelegt und eine Belohnung von \$500 auf seine Ergreifung ausgesetzt.

„Fünfhundert Dollars!“ murmelte Helen vor sich hin, „fünfhundert Dollars! Das ist viel Geld. O wie schön wäre es, wenn ich es hätte, das würde gerade reichen — o, wenn ich doch den Mann fangen könnte!“

In diesem Moment hörte sie aufgeregte Stimmen. Sie sprang aus der Hängematte und schaute nach der Richtung hin, woher die Leute kamen, und da erblickte sie drüben am Graben aufstehenden Rauch, nicht weiter als etwa hundert Yards von ihrem Heufeld. Sie wurde im ersten Augenblick fast ohnmächtig vor Schreck, dann aber sah sie, wie ein Mann die Straße herauf kam und schrie: „Schnell, nasse Säde, nasse Säde!“ — bringt nasse Säde! Er sprang über die Fenz und sie erkannte in ihm den benachbarten Farmer. Das machte sie munter. Die Möglichkeit, etwas zu helfen, gab ihr Kraft, und dann kamen die Jungen des Nachbarn, und die Arbeit ging los.

Mit all der Zuversicht, die solchen tüchtigen Burthen eigen ist, versicherten sie ihr, daß sie ihr Heu schon retten würden, und sie lieferte ihnen Wasser in Eimern, um die Säde immer nach zu halten; dann kamen mehr Männer herbei, der Straßensprenger kam mit seinem Wasserwagen, und sie arbeiteten wie die Acker, wobei sie ganz besonders ihre Aufmerksamkeit auf eine Scheune richteten, die in der Nähe stand und die schon Feuer gefangen hatte. Helen konnte selbst dabei nichts thun, sie sah in großer Angst und Aufregung zu, wie die Leute arbeiteten. Da sah sie plötzlich, wie auf ihrem eigenen Felde kleine Flammen züngelten. Sie sprang mit zwei Eimern hinzu und fand glücklicherweise, daß es nur die Stoppeln in der Nähe der Fenz waren, nicht das Heu, welche brannten. Mit ihren nassen Säden hatte sie das Feuer an dieser Stelle bald gelöscht. Aber drüben an der anderen Seite des Grabens brannte es jetzt auf einem großen Felde lichterloh, und die immer größer werdende Anzahl der Männer mußte ihre ganze Thätigkeit dorthin lenken, denn das Feuer breitete sich dorthin aus und diese Felder hatten einen bedeutend größeren Werth als das kleine Heufeld Helens. Sie sah wohl ein, daß die Männer im Rechte waren, wie sie jetzt so allein auf ihrem Felde stand — und doch war ihr natürlich an diesem Felde mehr gelegen, als an allen den Feldern der anderen Leute — für sie war der Verlust ihres Heues ein weiteres Jahr als Landwirthschafterin, ein Hinausschieben der Realisirung ihres Lebensraumes um ein Jahr.

Aber sie hatte nicht viel Zeit, nachzudenken, denn die Funten flogen herüber und hatten die Fenz an dem Heufeld in Brand gesetzt. Da sah sie plötzlich, dicht dabei unter einem Weidengebüsch am Graben, einen Mann liegen, der sich um die ganze Aufregung nicht zu kümmern schien. Es war offenbar ein Fremder, und sie lief zu ihm hin und sagte: „Was thut ihr hier? Seht ihr denn nicht, daß die Felder brennen? Kommt, helft mir, — nehmt diesen Sad und arbeitet hier. Solche Männer wie ihr sind

es ja, die uns all diesen Trübel machen!“

Er antwortete nichts, sondern gehorchte ihr, und sie fing aufs neue an, mit ihm zusammen das Feuer, das die Fenz ergriffen hatte und weiter um sich griff, zu bekämpfen. Aber bald sah sie, daß es nutzlos war, die Flammen gingen weiter. Da verlor sie den Muth und rief verzweifelt: „Es hilft alles nicht — wir können es nicht retten!“ Vergeblich versuchten sie noch, das Feuer an der Fenz zu löschen. In diesem Augenblick hörte sie bekannte Stimmen; sie schaute nach dem Eisenbahngleise, das in der Nähe war, und sah, wie eine Anzahl Männer auf einer Handcar herbeikamen. Da kommt der Sheriff mit seinen Leuten! rief sie erfreut — die werden uns helfen! — „Der Sheriff?“ wiederholte atemlos der Fremde, und fuhr fort: „Ich kann nicht mehr, ich bin zu ermüdet. — ich gehe!“

„Nein, ihr werdet nicht gehen!“ befahl ihm Helen, ich brauche Euch jetzt mehr als vorher!“ Und sie rief nach der Eisenbahn hinüber: „Sheriff, Sheriff, schickt mir ein paar von Euren Männern, daß sie mir helfen, das Feuer hier zu löschen!“ Der Sheriff kannte Helen gut, und er mußte, was für sie bei diesem Feuer auf dem Spiele stand. Er sprach mit seinen Leuten und drei derselben stiegen von der Handcar ab und liefen nach dem Heufelde Helens. Sie waren mit allem Nothwendigen ausgerüstet, mit Säden und Aexten und Schaufeln. Der Fremde fragte nur noch, ob bei diesen Männern der Sheriff sei, und als Helen ihm sagte, daß der Sheriff selber weitergefahren war, da half er tüchtig, wie vorher, und das Feuer war nun bald gelöscht; es hatte allerdings an der Fenz bedeutenden Schaden getan, aber sonst nicht viel. Die ganze Affaire hatte einige Stunden harter Arbeit gekostet.

Jetzt war alle Gefahr vorüber und der Fremde lag ganz erschöpft auf dem Heu. Helen betrachtete ihn mittheilhaftig, sie hatte gar nicht gemerkt, wie schwach der Mann auslief, und sie sagte zu ihm: „Kommt mit ins Haus. Ihr habt zu hart gearbeitet, Mutter wird Euch Kaffee kochen. Dort kommen auch die anderen Männer von den Feldern zurück, wo sie das Feuer gelöscht haben.“

Aber der Fremde blieb dabei, daß er lieber hier draußen bleiben wolle. Endlich ließ er sich von ihr überreden, und ihr nach Hause zu gehen, er konnte kaum noch fort, so erschöpft war er, und Helen sagte mittheilhaftig zu ihm: „Armer Mann, ich habe Euch zu hart arbeiten lassen — Ihr sollt im Hause Alles haben, was Ihr braucht.“

Doch er ging nicht mit ins Haus, er ließ sich nicht dazu bewegen. „Lohnt mich hier in der Scheune“, sagte er höflich und fast mit Angst, und er warf sich dort ins Heu, als ob er seinen Schritt weiter gehen könne. Umsonst sagte ihm Helen, es werde ihm gut thun, sich im Hause zu wärmen und etwas zu essen und zu trinken, er ging nicht mit, er bat sie nur, ihm etwas in die Scheune zu bringen.

Helen wurde nachdenklich — was war mit dem Manne? Doch er war ein gewöhnlicher Tramp war, hatte sie bald bemerkt, er war kein ungebildeter Mann. Ein Verdacht stieg in ihr auf. Sie brachte ihm ein Balkenbrett, Seife und Handtuch, und da sah sie, daß der Fremde einen Revolver in der Tasche hatte, sie sah, daß er eine Karbe am Halse hatte und am Handgelenk tätowirt war — er hatte so auffällig kurzes Haar und er hatte so ängstlich gefragt, ob der Sheriff bei den Leuten sei. Die Scheunen fiel es ihr von den Augen — das war der Mann, dessen Stadtbrief sie am selben Tage in der Zeitung gelesen hatte, das war der entprungene Zuchthäusler John Ashton. Und jetzt war er in ihren Händen, er war so schwach und erschöpft, daß er nicht einmal den Kampf mit ihr hätte aufnehmen können, wenn er nicht den Revolver hatte. Seit zwei Tagen hatte er nichts zu essen gehabt, hatte er sich schon vorher gesagt.

Wie ein Blitz durchzuckte der Gedanke ihr Hirn, daß jetzt die Stunde gekommen sei — jetzt oder nie. Fünfhundert Dollars waren auf die Ergreifung des Mannes ausgesetzt, diese fünfhundert Dollars konnte sie verdienen. Kraftlos lag der Mann hinten in der Scheune; sie sagte, sie wolle ihm etwas zu essen holen. Aber als sie vor der Thür war, packte sie dieselbe mit einem Rud und verriegelte sie von außen; der Mann war gefangen, denn aus der Scheune zu entkommen, war ihm unmöglich, er hatte keine Axt und kein Messer.

Dem Flüchtling war es sofort klar, was das Mädchen vor hatte, mit der Kiesel vorgeschoben wurde — er rief ihr zu, daß sie ihm öffnen solle. Er rief ihr zu: „Ist das die Art, wie Ihr mir dankt, daß ich das Feuer für Euch gelöscht und Euch Euer Heu gerettet habe?“

Da fing sie an, mit ihm zu verhandeln, und immer klarer wurde es ihr, welche elende Handlung sie rthe begangen wollten. Sie sagte ihm, daß sie wisse, wer er sei, und daß sie die 500 Dollars verdienen wolle, die auf seine Gefangennahme ausgesetzt seien. Aber als er sie dann durch die Thür anblickte, ihn nicht wieder zurückzuführen ins Zuchthaus, wo er nun sicher für lange Zeit in Einzelhaft gehalten werden würde, wo er unzweifelhaft zu Grunde gehen würde; und als er

ihm sagte, daß er entschlossen gewesen sei, zu seinem Bruder nach Südafrika zu gehen, um dort ein neues Leben anzufangen und nach einigen Jahren als braver Mann zu seiner alten Mutter heimzukehren, die auf ihn warte — da gab Helen es auf, durch die Gefangennahme dieses Mannes sich zu bereichern und auf solche Weise das Geld zur Fortsetzung ihrer Studien zu erwerben. In diesem Augenblick kam der Sheriff aus dem Hause heraus und trat zu ihr, um sie zu fragen, ob sie noch etwas von ihm wolle. Sie erschrak fast, ihn zu sehen, und sagte nur: „Ich wollte Euch und Euren Leuten danken für die geleistete Hilfe.“ Das nahm der gute Mann harmlos an — er ahnte ja nicht, wer hinter der Thür der Scheune war.

Als aber der Sheriff mit seinen Leuten fort war, da ließ Helen ihren Gefangenen aus der Scheune. Sie gab ihm zu essen und zu trinken und die Nacht über ließte er in der Scheune schlafen. Vorher aber sagte sie ihm, daß sie das alles gethan habe, damit er wieder brav werde und zu seiner Mutter heimkehren könne. Dabei brüdete sie ihm eine kleine Börse in die Hand, es war genug darin, um die Reise fortsetzen zu können. Am nächsten Morgen war der Mann verschwunden.

Den Winter über hielt Helen Moore Schule, und als der Frühling kam, hatte sie noch nicht genug, um nach Berkeley gehen zu können. Da traf eines Tages ein Brief an sie ein, der war registirt und kam aus Südafrika. In demselben lag ein Wechsel auf ein Bankhaus in San Francisco für \$500 und ein Zettel mit den Worten: „Der Preis für meine Freiheit.“

Der Marsch ins Verderben.

Der französische General Bonnal veröffentlicht in der „Deutschen Revue“ interessante persönliche Erinnerungen aus den Kämpfen vom August des Jahres 1870. Er beginnt mit den Ereignissen bei Fröschweiler und erzählt von dem Schlag auf Schlag folgenden Niederlagen der französischen Armee, bis es schließlich zu der großen Katastrophe von Sedan kam. Von diesem ereignisvollen Tage giebt Bonnal folgende fesselnde Schilderung:

Wenn eine Abtheilung französischer Infanterie einige Zeit bei zusammengefügten Gewehren ausruhte, pflegte es bald sehr geräuschvoll zuzugehen. Dies war auch der Fall bei der Brigade Lefebvre, die seit 8 Uhr Morgens, am 30. August, auf der südlich von Remilly gelegenen Höhe verammelt war.

Es ist unnöthig, zu sagen, daß diese Brigade weder Vorposten noch Feldwachen ausgestellt hatte, um ihre Stellung zu decken.

Im Laufe des Nachmittags gingen einige Soldaten vom 3. Bataillon des 48. Regiments, die sich Stücke schneiden wollten, in den Wald von Remilly, dessen nächster Rand ungefähr 600 Meter in südlicher Richtung von dem Standort der Gemehrpromaden entfernt war.

Plötzlich kamen die Leute im Laufschritt zurück und berichteten, daß sie heftiges Geschützfeuer gehört hätten. Der Kommandant Chataignier, der Befehlshaber des 3. Bataillons, fragte sie aus, wie sie sich in den Sattel, geloppelt bis zum Walde, komm in demselben Tempo zurück und ruft den Offizieren, die auf ihn zujuelen, zu: „Nicht weit von hier, im Süden, wird eine Schlacht geschlagen.“ Man rieth ihm sogleich, den General Ducrot aufzufuchen, von dem man wußte, daß er den Uebergang über die Maas bei Remilly überwachte.

Es war jetzt ungefähr 3 1/2 Uhr Nachmittags. Eine Viertelstunde später kam General Ducrot zu Fuß auf dem Hügel 212 an, begleitet von Offizieren seines Stabes, dem Offizier der Stabswache zu Pferde und einigen Reitern. Einige Offiziere des 48. Regiments, darunter auch ich, näherten sich auf respektvolle Entfernung dem General, um zu hören, was er sagen würde.

In diesem Augenblick sah man in der Ferne die Blitze und den Rauch von Kanonenschüssen, die von den Höhen oberhalb Rousson gegen einen von Westen kommenden Feind abgefeuert wurden.

General Ducrot rief aus: „Wieder die Preußen? Das 12. Korps sollte doch in Rousson sein; das ist nicht zu verstehen. Ich weiß nichts von den Plänen des Marschalls. Alles, was ich weiß, ist, daß das 1. Korps heute nach Carignan marschiren soll.“

Der Donner des Geschützfeuers drang nicht bis an unsere Ohren, weil die Soldaten hinter uns zu viel Lärm machten.

General Ducrot beobachtete seit einigen Minuten, als er eine Gruppe von Reitern bemerkte, die im Begriff waren; Remilly auf dem Wege, der am linken Ufer der Maas hinlief, zu erreichen. In der Meinung, daß es Preußen seien, rief der General dem Leutnant, der den in unmittelbarer Nähe aufgestellten Zug Artillerie befehligte, zu: „Sehen Sie doch die preußischen Reiter! Schießen Sie darauf!“

Der Befehl wurde unzerzagt zur Ausführung gebracht, und zu gleicher Zeit ritt der die Stabswache befehligende Leutnant eilig den Abhang des Hügelns hinab, um die vermeintlichen

preußischen Kavalleristen zu verfolgen, die beim Krachen der Kanonenschüsse und der über ihnen plachenden Granaten in Galopp fielen.

Der Kavallerie-Leutnant war unten verschwunden, aber bald sah man ihn zurückkommen, sein Taschentuch schwenkend, wie um „Nein!“ zu sagen. Das Feuer des Artilleriezugs wurde eingestellt, und bald darauf erfolgte der Leutnant von der Stabswache und sagte: „Es sind Chasseurs zu Pferd vom 5. Korps; sie berichten, daß es bei Beaumont schlecht steht.“ General Ducrot überlegte einen Augenblick, dann rief er: „An Ihre Pferde, meine Herren!“ und ging eilig auf Remilly zu.

Man darf wohl annehmen, daß General Ducrot, ein sehr tüchtiger Reiter, sich im Galopp nach Breவில் begeben hat und daß er Zeitig gegen 5 Uhr erreicht haben mag, um von da Nachrichten über Rousson zu schicken und den Marsch seiner 2. und 4. Division bis Carignan zu leiten.

Wie dem auch sei, nachdem die 2. und die 4. Infanteriedivision auf der Höhe von Remilly über die Maas gegangen waren, kam die Reihe an die letzten Artilleriefahrzeuge, denen die des Trains folgten, und das dauerte bis gegen 8 Uhr, infolge der großen Schwierigkeiten, die durch die Beschädigung der Fährre und das unaufhörlich zunehmende Steigen der Maas verursacht wurden.

Dann überschritten die zwei Kavalleriedivisionen bei dem zweifelhafte Schein einiger an den beiden Ufern vertheilten Pfadfindern den Fluß.

Die 3. Infanteriedivision, die rechts vorn marschirte, begab sich gegen 8 Uhr auf den Steg, und das 48. Regiment, das ganz zuletzt kam, beendete seinen Uebergang erst nach 10 Uhr Abends in dem Augenblick, wo die Kürosfire der Division Bonnemains den ihren auf der Höhe bewerkstelligten, deren Kampfen vollständig unter Wasser waren.

Dieser Uebergang der in ihre weißen Mäntel gekleideten Kürosfire hatte etwas Phantastisches und machte auf uns Infanteristen einen lebhaften Eindruck, theils infolge der Befürchtungen wegen der Gefahr, in der diese tapferen Leute schwebten, theils weil ihre schöne Haltung Bewunderung hervorrief.

Vorher hatten sich, von 7 Uhr an, mehrere Infanterieregimenter, die auf der Straße von Raucourt gekommen waren, südlich von Remilly versammelt, eines von ihnen unter den Klängen der Musik, und es war das Gerücht gegangen, daß sie zum 7. Korps gehörten, daß hinter ihnen gegen die Berace zu eine Schlacht geschlagen worden sei und daß ihr Uebergang über die Maas gleich nach dem unferen auf den Brücken bei Remilly stattfinden werde.

Mein Regiment passirte den Steg Mann für Mann und formirte sich sogleich in einer Entfernung von 200 Metern in aufgeschlossener Zugkolonne. Da die Nacht finster war, mußte jeder beinahe tastend seinen Platz in Reih und Glied finden.

Das 48. Regiment marschirte sodann am linken Ufer der Ghiers entlang bis vor den Theil der Heerstraße von Rezieres nach Belfort, der sich im Süden und in der Nähe der Brücke bei Douzy (links über) befindet. Es war jetzt ungefähr 12 Uhr Nachts. In guter Ordnung auf die Heerstraße einzuschwenken war ein Ding der Unmöglichkeit angesichts des Stromes von Menschen, Pferden und Wagen, den wir in wirrem Durcheinander sich gegen die Brücke von Douzy wälzen sahen. Was thun? Endlich tauchte der Marschall MacMahon, gefolgt von einem Zug Lanciers, aus der Menge hervor, rief den General Lefebvre zu sich heran, den er weiter unten bemerkt hatte, und gab ihm den Befehl, auf Sedan zu marschiren.

Die Brigade schwenkte zu vierten ab und mischte sich in den Strom von Flüchtlingen, wodurch sie mit einem Schlage jeden Zusammenhang verlor. So überschritten unsere Soldaten, mit den von Beaumont Entnommenen gemischt, die Brücke über die Ghiers, marschirten durch das Dorf Douzy und bogten nach links auf die Straße von Luxemburg nach Rezieres ab, die nach Sedan führt. Doch der General Lefebvre, der annahm, daß die 1. Brigade der 3. Division sich von Douzy nach Carignan in Marsch gesetzt habe, wollte sich nicht von ihr trennen.

Er stellte sich auf der Nordseite in der Nähe der Landstraße auf und rief das 2. Tirailleur- und das 48. Regiment zu sich heran. Seine Rufe wurden wiederholt, so daß die 2. Brigade sich nach und nach auf einem Felde, das am Rande der Straße 700 bis 800 Meter von der Kreuzung der beiden Straßen von Rezieres nach Belfort und nach Luxemburg lag, wieder sammelte.

Diese Bewegung war zwischen 2 und 3 Uhr Morgens beendet, und die Truppen konnten sich darauf an großen Feueren wärmen, für die sie sich Brennholz verschafften, indem sie die in der Nähe befindlichen Jaunpflähe austriffen.

Am 31. August, zwischen 9 und 10 Uhr Morgens, wurde die Brigade Lefebvre, die Turcos an der Spitze, in Kolonne zu vier in Marsch auf Raucourt

court gesetzt. Sie mußten dann in Reihen zu zweien abbrechen, um den Ebealterwald von Osten nach Westen zu durchqueren, auf einem Wege, der so schmal war, daß unser Kamerad Sigon, der als Adjutant fungirte, vom Pferd steigen mußte, damit ihm die Zweige nicht die Augen ausstießen. Dieser Weg führte uns nach Baugn, wo wir uns auf der Straße, die nach Sivonne führt, wieder in Marschkolonne formirten. Das Regiment schlug sodann den Weg nach Jül ein und kampirte in Kolonne auf dem Kalbarienbera desselben Namens. Den 31. August verbrachten unsere Soldaten mit Puzen der Waffen und Effekten sowie nach der seit dem Abmarsch von Reims angenommenen Gewohnheit mit Sammeln von Kartoffeln, ihrer beinahe einzigen Nahrung. Mehrere Male hörten wir Kanonenschüsse aus der Richtung von Douzy, aber ohne etwas vom Feind zu sehen.

Abends 8 Uhr schlugen und bliesen die Tamboure und Hornisten der zahlreichen auf dem Plateau von Jül kampirten Regimenter den Zapfenstreich und um 10 Uhr gaben die Hornisten der Polizeiwachen das Zeichen zum Auslösen der Feuer. Dieses Signal war nicht unnöthig, da seit 8 Uhr Abends Tausende von Feuern unser Lager erleuchteten. In der Ferne, vor uns und um uns herum, war kein Geräusch zu vernehmen, kein Lichtschein zu erblicken, man hätte glauben können, daß die Deutschen verschwunden seien.

Am Tage nach der Schlacht bei Jena hatte Napoleon geschrieben:

„Die Nacht (die von den Truppen unter den Waffen verbracht wurde) bot ein bemerkenswerthes Schauspiel: zwei Armeen, von denen die eine ihre Front auf eine Entfernung von 6 Meilen ausdehnte und mit ihren Feuer die Atmosphäre glühend machte, während die sichtbaren Feuer der andern auf einen kleinen Punkt konzentirt waren (das Bivak des Kaisers auf dem Landgrafenberg).“

Der für uns auf immer verfluchte Tag von Sedan begann mit einem dichten Nebel, der durch die Wärme der Sonnenstrahlen nach einigen Stunden verschwand.

Bei Tagesanbruch tauschten unsere Soldaten, die schon auf den Hühen waren, um sich die Beine gelenkig zu machen, ihre Einbride aus, die alle mehr oder minder pessimistisch waren, da man die Hoffnung, zu siegen verloren hatte.

Plötzlich brachen die Gespräche ab, als gegen 5 Uhr die Echo von Salven zu uns drangen, die vor uns und zu unserer Linken in der Richtung auf Bagzeilles von einer Mitrosleusenbatterie abgegeben wurden.

Jeder begriff jetzt, daß der Kampf begann, und traf seine Vorbereitungen danach.

Viele Illusionen waren seit der Niederlage von Fröschweiler zerronnen, aber man würde den für verurteilt gehalten haben, der uns in diesem Augenblick gesagt hätte, daß unsere Armee noch am selben Abend in der Stadt Sedan eingeschlossen sei, daß Napoleon III. am nächsten Tage eine Kapitulation im offenen Feld — die größte militärische Schmach — unterzeichnen und daß am folgenden Tage die Arme von Chalons auf einer Halbinsel eingesperrt sein würde wie eine Herde Vieh.

Unterhaltung.

Nachbarin (zur Köchin der Nebenpartei): „Was war denn gestern Abend bei Ihnen für ein Lärm?“ Köchin: „D. nichts weiter. Der Herr unterthielt sich bloß mit der Frau über das Wirthschaftsgeld!“

Beidehen.

Braut (vor der Trauung): „O, Geliebter, was meine Wünsche anbelangt, so habe ich nur einen: — Daß Du mir alle meine Wünsche erfüllst!“

Boshaft.

Wirthin: „Wo nur mein Mann wieder bleibt! Um 4 Uhr ist er fortgegangen und jetzt ist es schon sieben!“ Gast: „Ach, lassen Sie ihn doch. Er will halt auch einmal ein a n s t i g e s Glas Bier trinken!“

Der Eindringling.

Der kleine Hans (der seit vierzehn Tagen einen neuen Papa hat, vertraulich zur Tante): „Tante, der neue Papa thut aber schon gerade, als ob er hier zu Hause wäre!“

Chelidie Liebesswürdigkeit.

Gattin: „Siehst Du Emil, heute hat mich ein Herr als Fräulein angesprochen!“ Gatte: „Na, wer kommt auch auf den Gedanken, daß Dich einer geheiratet haben könnte!“

Die Hauptsache.

Sie: „Hast Du meinen neuen Hut schon bewundert?“ Er: „Nein, einstmalen nur die Rechnung.“

Berechtigte Forderung.

Frau (die Todesanzeigen in der Zeitung lesend, zu ihrem Gatten, einem Arzt): „Die Hälfte von diesen Leuten hast Du behandelt, War... eigentlich könnte Dir die Zeitung ein Freieremplar geben!“

Ländlicher Weder.



Tourist (der sich zu Bette legt, zum Hausnecht): „Was wollen Sie denn mit dem Godel da — warum bringen Sie mit den herein?“ Hausnecht: „Sie wollen ja morgen früh sicher gemocht sein!“

Berkschnappt.

Richter: „Sie behaupten also, Sie hätten die Uhr nicht gestohlen? Ja, wo haben Sie sie denn her?“ Angeklagter: „Ich habe sie gestohlen!“

Richter: „Von wem denn?“ Angeklagter: „In einem Laden in der Friedrichstraße!“ Richter: „Und was hat sie gekostet?“ Angeklagter: „Ja, danach habe ich ganz betagessen zu fragen!“

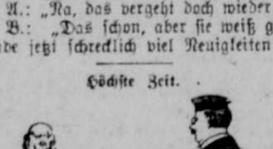
Getroffen.

A.: „Haben Sie gehört? Gestern ist der Buchhalter Fuchs mit Fräulein Lehmann durchgebrannt. Was wohl der Alte zu dem Spah sagen wird?“ B.: „Er wird sagen: Fuchs, Du hast die Gans gestohlen.“

Unangenehmes Zusammentreffen.

A.: „Deine Frau macht ja ein Gesicht, wie zehn Meilen schlechter Weg.“ B.: „Ja, sie ist total heiser!“ A.: „Na, das vergeht doch wieder!“ B.: „Das schon, aber sie weiß gerade jetzt schrecklich viel Neuigkeiten!“

Göchte Zeit.



Richter: „Was haben Sie für einen Beruf?“ Alter Stromer: „Ich hab' mir noch zu nicht entschlossen!“

Annäherung.

A.: „Sie würden gediacht entschuldigen, mei' fähr verährtes Innd' des Fräuleinchen... ich mechte Sie nämlich bloß ergäben aufmerksam machen: Se hamm was im Auge!“ B.: „So?“ A.: „Ja, nämlich — so was Viebes!“

Tamen Abschied.

„Wie lange wird es wohl noch dauern, bis die beiden da von einander gehen?“ „Noch drei Stunden!“ „Woher wissen Sie das?“ „Sie schütteln sich soeben die Hände zum Abschied.“

Boshaft.

Bassif (renommirtend): „Ist das möglich, wie ich heute sang, ist in meiner Wohnung ein Fenster je r p r u n g e n!“

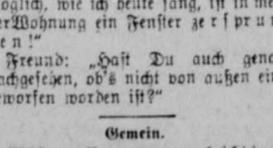
Gemein.

Müller: „Kann, warum bricht denn der Lehmann schon auf? Ich denke, seine Frau hat ihm zum Geburtstag einen Hauschlüssel geschenkt?“ Schulze: „Ja, das stimmt schon, aber der Schlüssel schließt nicht!“

Einwand.

Techniker: „Der Neuzeit verdamten wir doch auf technischem Gebiete eine Menge großer Erfindungen, wie rauchloses Pulver und geräuschloses Pflaster...“ Apotheker: „Das ist alles schon seit Jahrhunderten in den Apotheken zu finden!“

Wasthab.



Wirth (zum Wieselbauer, der seit zwei Stunden bei der ersten Maß Bier sitzt): „Früher hast du jeden Abend deine acht und zehn Maß getrunken, um dich über den Verlust deiner Frau zu trösten, Friedel!... Das arme Weib hast du jetzt wohl ganz vergessen?“